

# IMMANUEL KANT



## EINE ARBEITSHILFE MIT VORTRAG UND LESUNGEN FÜR IMMANUEL-KANT-VERANSTALTUNGEN

Liebe Freunde und Landsleute!

Viele kennen Kant, den großen deutschen Philosophen. Die Zahl derjenigen, die wissen, daß er ein Sohn Ostpreußens, ein Sohn Königsbergs war, ist schon geringer. Und wie viele kennen seine Werke und verstehen sie?

Es ist nicht Sache dieses kleinen Vorworts, über seine Werke zu sprechen und sie zu beurteilen. Über die Größe und den Wert seiner Erkenntnisse enthalten die folgenden Seiten überzeugende Ausführungen aus berufenerem Munde.

Das Erlebnis „Kant“ war seiner Zeit vorbehalten. Wir aber leben — ob wir wollen oder nicht — mit ihm. Wenn wir von preußischem oder ostpreußischem Geist sprechen, wenn wir glauben, daß wir denken und leben müssen, wie es einem Ostpreußen geziemt: klar, aufrecht und verantwortungsbewußt, wenn wir uns mit der Ethik unseres Alltags auseinandersetzen, spricht aus uns der Geist des großen Philosophen.

Wir danken dem Bundeskulturreferat des Bundes der Vertriebenen recht herzlich, daß wir die von ihm herausgebrachte Arbeitshilfe IMMANUEL KANT nachdrucken konnten. Unser Dank gilt ebenso allen Mitarbeitern und Verlagen für ihre Nachdruckgenehmigung der Beiträge und Bildwiedergaben.

LANDSMANNSCHAFT OSTPREUSSEN



Immanuel Kant wurde am 22. April 1724 in Königsberg/Pr. als Sohn des Riemermeisters Johann Georg Kant und dessen Frau Anna Regina geboren. Er besuchte das humanistisch-pietistische Friedrichs-Gymnasium und studierte nach Absolvierung Naturwissenschaften, Mathematik und Physik an der Universität seiner Heimatstadt. Nach einigen Jahren der Tätigkeit als Hauslehrer promovierte er zum Doktor der Philosophie und habilitierte sich an der Königsberger Universität. 1770 erhielt er die ordentliche Professur für Logik und Metaphysik, die er bis zum Jahre 1796 innehatte. Am 12. Februar 1804 starb er und wurde in der Professorengruft des Doms in Königsberg begraben. Kant gilt als der Begründer der neueren Philosophie und als einer der größten Philosophen und Weltweisen.

Kant hat durch sein Werk einen Schritt im Philosophieren getan, der weltgeschichtliche Bedeutung hat. — Er ist ein Träger der Humanität und Aufklärung. Er ist nicht nur der große Kopf, sondern der wahrhaftige Mensch. Sein Ethos kennt nicht übersteigerte Handlungen, in denen Moral unwahrhaftig konstruiert oder pathetisch demonstriert wird, um dann sich im eigensüchtigen Alltag zu verstecken. Sein Ethos ist das Ethos gerade des Alltags und jeden Augenblicks. Ihn brauchen wir nicht als ein Fremdes zu bewundern. Mit ihm können wir leben. Ihm möchten wir folgen.

Karl Jaspers

## IMMANUEL KANT – DENKER UND LEHRER

Am frühen Morgen des 22. April 1724, es war ein Sonnabend, gebar Frau Anna Regina Kant in Königsberg in Preußen ein viertes Kind. Schon am nächsten Tage wurde es im „Thum“, dem alten Deutsch-Ordensdom, auf den Namen Emanuel getauft. Anna Regina, die vor sieben Jahren an gleicher Stelle dem Sattler- und Riemeister Johann Georg Kant die Hand fürs Leben gereicht hatte, notierte das Ereignis im Gebet- und Andachtsbuch der Familie mit dem frommen Wunsch: „Gott erhalte ihn in seinem Gnadenbunde bis an sein seliges Ende um J. C. Willen, Amen“. Sie ahnte nicht, daß sie ihrem Heimatland und der Welt mit ihrem ältesten Kind, drei Geschwister waren zuvor gestorben, einen der größten Denker, den Philosophen, der die Menschheit „geistig mündig sprechen“ sollte, geschenkt hatte.

Der Vater Emanuels, des Immanuels, wie er sich später nannte, war in jungen Jahren aus Memel zugewandert. Dort hatte der Großvater des Philosophen, Sohn eines „Krug“-besitzers im Dorfe Werda bei Heydekrug, gleichfalls das Sattlerhandwerk betrieben, nachdem er in Tilsit sein Meisterstück gemacht hatte. Die Annahme, daß die Vorfahren Kants aus Schottland über Litauen nach Ostpreußen eingewandert seien – Kant selbst hat gelegentlich darauf angepielt – ist wissenschaftlich nicht erwiesen.

Und wenn das in früherer Zeit der Fall gewesen sein sollte, so hätte sich ein schottisches Einsprengsel in die ostpreußische Ahnenreihe Kants, die Schotten gelten seit jeher als wißbegierige und praktisch kluge Leute, keineswegs zum Nachteil für die geistige Entwicklung des künftigen Philosophen ausgewirkt.

Kant ist nicht nur in Königsberg geboren, er hat, von zwischenzeitlichem Aufenthalt in Orten der näheren Umgebung abgesehen, diese Stadt sein Leben lang nicht verlassen. Hier erhielt er seine Bildung, hier hat er geforscht und gelehrt, von hier aus hat er sich geistig ein immenses Wissen von Welt und Menschen angeeignet, von hier hat er seine epochemachenden Erkenntnisse an die Welt weitergegeben, hier ist er am 12. Februar 1804 im Alter von nahezu 80 Jahren gestorben, hier, im Dom, wo er getauft wurde, liegt er begraben.

Diese Tatsache, der Kontrast zwischen Lebensenge und weltumspannendem Geist, hat immer wieder Staunen und Verwunderung bei seinen Biographen und Interpreten erregt. Er selber gibt in seinem letzten Werk, in der Vorrede zu der „Anthropologie“, der Lehre von der „Erkenntnis des Menschen als Weltbürger“, eine einleuchtende Erklärung für diesen merkwürdigen Umstand. Ohne Lokalkennntnis, so schreibt er, ist Weltkenntnis ein bloßes „Herumtappen und keine Wissenschaft“. Königsberg war zudem zu seinen Lebzeiten alles andere als ein Provinznest, es war mit seinen rund 50 000 Einwohnern und seinem regen Handelsgeist ein Fenster zur Welt. „Eine große Stadt“, so beschreibt Kant seine Heimat, „der Mittelpunkt eines Reiches, in welchem sich die Landeskollégia der Regierung desselben befinden, die eine Universität (zur Kultur der Wissenschaften) und dabei noch die Lage zum Seehandel hat, welche durch Flüsse aus dem Inneren des Landes sowohl, als auch mit angrenzenden entlegenen Ländern von verschiedenen Sprachen und Sitten, einen Verkehr begünstigt – eine solche Stadt, wie etwa Königsberg am Pregelflusse, kann schon für einen schicklichen Platz zur Erweiterung sowohl der Menschenkenntnis als auch der Weltkenntnis genommen werden; wo diese, auch ohne zu reisen, erworben werden kann“.

Vom wohlbehüteten Elternhaus her, das in der vorstädtischen Sattlergasse, der späteren Bahnhofstraße lag, eignete sich der Knabe Immanuel die nächste Umwelt an, von hier aus bahnte er sich die ersten Pfade in den Dschungel des Lebens. Der Vater, der ein ehrsameres Handwerk ausübte, war ein Vorbild an Fleiß, Rechtschaffenheit und strenger Gesittung. Einen stärkeren Bildungseinfluß aber übte die Mutter auf ihr Lieblingskind, ihr „Manulchen“, aus. Sie war, wie Kant selbst noch in spätem Alter sich erinnerte, „eine Frau von großem, natürlichem Verstande, einem edlen Herzen und einer echten, durchaus nicht schwärmerischen Religiosität.“ Gerührt berichtete er seinem späteren Biographen R. B. Jachmann: „Ich werde meine Mutter nie vergessen, denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir, sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur; sie weckte und erweckte meine Begriffe, und ihre

Lehren haben einen immerwährenden, heilsamen Einfluß auf mein Leben gehabt“.

Obwohl die Eltern keineswegs vermögend waren, lag ihnen daran, dem aufgeweckten Jungen – er sollte es besser haben als sie selber – ein Höchstmaß an Bildung zu vermitteln. Über führende pietistische Kreise, diese damals modisch-fortschrittliche, freireligiöse Richtung des Protestantismus war in Königsberg weit verbreitet, gelang es der Mutter, den berühmten, aus Pommern stammenden Lehrer und Prediger Franz Albert Schultz, Professor an der Albertus-Universität und Leiter des Gymnasiums Collegium Fridericianum, für die Erziehung des begabten Jungen zu interessieren. Im Alter von acht Jahren bezog er das Friedrichs-Kolleg, das bis zur Zerstörung der Stadt im Zweiten Weltkrieg und der Austreibung ihrer Bevölkerung bestanden und einer unübersehbaren Anzahl von führenden Persönlichkeiten des öffentlichen und geistigen Lebens Bildung und Wissen vermittelt hat. Erziehungsziel dieser hohen Schule war die Ausbildung der Zöglinge im Sinne pietistischer Lebensauffassung zu „frommen, gelehrten und höflichen Menschen“. Bevorzugtes pädagogisches Mittel waren neben der Heiligen Schrift die alten Sprachen. Ein Übermaß von religiösen Übungen, von Gebet und Andacht weckte früh kritisches Widerstreben in dem Schüler Immanuel. Erste spärliche Unterweisungen in Logik und „Historie der Weltweisheit“, der Lehrplan der Primen sah dergleichen vor, konnten allerdings, wie Kant später zu einem Mitschüler geäußert hat, „keinen Funken, der in uns zum Studium der Philosophie oder Mathese lag, zur Flamme bringen“.

Der begabte Schüler absolvierte zwar spielend das strenge Pensum und behauptete alle Klassen hindurch den Platz als Primus, aber er ließ sich weder in die enge Deichsel der Lehrpläne spannen noch war er ein Stubenhocker. Privat studierte er mit Freunden auch die den Schülern vorenthaltenen Schriften der Alten, und in der Freizeit tummelte er sich wie andere Jungen auf den Wiesen und an den Gräben der Vorstadt. Hier, auf der „Insel Venedig“ und am „alten Pregel“ herrschte reges Treiben, begegnete sich die große Welt mit der kleinen. Von der „grünen Brücke“ aus fuhren die Segelschiffe nach Westen, tauschten ihre Waren mit den „Wittinen“, den flachen Riesenkähnen, die aus dem fernen Rußland und Polen Getreide, Hanf, Flachs und Gemüse in die Landeshauptstadt herbeischafften. Hier war Gelegenheit genug, das Schulbild von Welt und Menschen eigenständig und notfalls kritisch zu ergänzen.

Im Sommer 1740, in dem Jahr, da Kronprinz Friedrich den Thron bestieg, wurde der 16jährige Abiturient Immanuel Kant aus dem Fridericianum entlassen. Ohne Verzug schrieb er sich in die Liste der akademischen Bürger der von Herzog Albrecht begründeten Landesuniversität ein, um vorwiegend Naturwissenschaften und Theologie zu studieren. Die Alma mater Königsbergs, die damals noch in dem altersgrauen, engen Gemäuer neben dem Dom untergebracht war, war zu Zeiten des Studiosus Kant alles andere als ein Pregel-Athen.

Die Professoren waren schäbig besoldet, bzw. auf die Hörgelder der 300–400 Studenten angewiesen, die als schlechte Zahler galten. Die Albertina war somit auch kein Anziehungspunkt für die gelehrten Koryphäen aus dem „Reich“.

Das Elternhaus Kants lag nahe bei der Universität. Trotzdem und trotz des bescheidenen Wechsels, den ihm der Vater und ein bemittelter Oheim zur Verfügung stellen konnten, machte sich der junge Immanuel „selbständig“, mietete mit einem Kommilitonen eine eigene Bude, verdiente sich ein paar Groschen als Repetitor, scheute sich auch nicht, dieses bescheidene Salär durch Billard- und Kartenspiel, in beidem war er geschickt, aufzubessern. Früh bestrebt, sich eine eigene, bescheidene aber doch freie Welt zu bauen, lebte er das Leben eines Werkstudenten seiner Zeit: Sparsam, mit gelegentlichen Extras, in geselligem Umgang mit geistig regsamen Freunden, unter Verzicht auf ausschweifende studentische Vergnügungen, zu denen es auch damals in der Stadt am Pregel mannigfache Gelegenheiten gegeben hätte.

Seine Studien richtete der angehende Philosoph nicht auf ein bestimmtes Berufsziel, sondern auf Wissen und Wissenschaft schlechthin aus. Das Schwerkgewicht lag jedoch bei den Naturwissenschaften und der Mathematik, die auf dem humanistischen Fridericianum zugunsten der sprachlichen Disziplinen vernachlässigt worden waren. Philosophische Vorlesungen, Logik und Metaphysik hörte er bei dem jungen, nur um zehn Jahre älteren, gleichfalls in Ostpreußen geborenen Martin Knutzen, der schon mit einundzwanzig Jahren eine

Professur erhalten hatte und mit dem ihn bald ein enges geistiges Freundschaftsverhältnis verband. Er war es auch, der ihn vor allem mit den Schriften des großen englischen Physikers und Mathematikers Isaac Newton (1643–1727) bekanntmachte, die Ansatzpunkt seiner kritischen Auseinandersetzungen mit den naturphilosophischen Strömungen seiner Zeit bilden sollten.

Lebhafte Anteil nahm der junge Adlatus an dem Entstehen der Schrift Knutzens über den Kometen von 1744. Sie gab ihm Anlaß zu seiner ersten Schrift, den „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte“ (1746), mit der er sein Universitätsstudium abschloß, und von der aus er die Bahn zu seinem großen astronomischen Werk, der „Naturgeschichte des Himmels“ (1755) beschritt. Schon mit dieser ersten Schrift, die entgegen der Gelehrtenmode nicht in lateinischer, sondern in deutscher Sprache abgefaßt war, stürzte sich der junge Eleve der philosophischen Wissenschaft mutig in das Getümmel der großen Geister seiner Zeit, in den Streit der Cartesianer und der Leibnizianer, nahm sich die „Freiheit, großen Männern zu widersprechen“. Stolz erklärte der Drei- und zwanzigjährige in der Vorrede, das Datum ist sein Geburtstag, der 22. April 1747: „Ich habe mir die Bahn schon vorgezeichnet, die ich halten will. Ich werde meinen Lauf antreten und nichts wird mich hindern, ihn fortzusetzen.“

Ob so viel Kühnheit spottete der junge Lessing wenige Jahre später:

„Kant unternimmt ein schwer Geschäfte  
der Welt zum Unterricht.  
Er schätzt die lebend'gen Kräfte,  
nur seine schätzt er nicht“.

Aber hier irrte Lessing. Von den Meisterjahren, in denen er alsdann der stauenden Welt den Nachweis liefern sollte, daß er ihr nicht nur gewachsen, sondern weit über ihre geistigen Errungenschaften hinausgewachsen war, standen allerdings noch durch seine ärmlichen wirtschaftlichen Verhältnisse erzwungene Wanderjahre. Ohne ein Abschlußexamen zu versuchen, verließ Kant nach Veröffentlichung seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit die Universität und ging als Hauslehrer oder wie man damals wohlklingend sagte, als „Hofmeister“ für nahezu zehn Jahre aufs Land. Diese Tätigkeit war in jener Zeit auch für einen angehenden Dozenten, große Philosophen nach ihm wie Fichte und Schleiermacher, Schelling und Hegel gingen den gleichen Weg, keineswegs erniedrigend. Sie gab Kant nicht nur die Gelegenheit, unabhängig von dem akademischen Apparat seine Studien fortzuführen, sondern auch im Umgang mit gebildeten, gesellschaftlich führenden Kreisen sein Wissen von Welt und Menschen zu bereichern.

Von 1747–1751 war er Lehrer im Hause des aus Schlesien in das „litauische“ Preußen zugewanderten reformierten Pfarrers Andersch in Judtschen, einem vorwiegend von „Refugiés“, Flüchtlingen aus Frankreich besiedelten, zwischen Insterburg und Gumbinnen gelegenen Kolonistendorf. Eine zweite Stelle dieser Art absolvierte er im Haus des Rittergutsbesitzers Friedrich von Hülsen auf Groß-Arnsdorf, in der Gegend zwischen Elbing und Osterode. Weitere Jahre brachte er dann in gleicher Eigenschaft bei dem Grafen von Keyserling in Rautenburg und wohl auch bei Graf Truchsess-Waldburg auf Capustigall zu. Aus dieser Zeit stammt das erste Bildnis von Kant, das die geistreiche und schöne Frau des Grafen Keyserling, Caroline Charlotte Amalie, eine geborene Truchsess-Waldburg, von ihm gefertigt hat.

Außer Beherrschung galanter Umgangsformen hat Kant für sein Leben und für seinen Bildungsgang aus jenen Jahren auf dem Lande nichts sonderlich Förderliches mitgebracht. Aber auch von Überschätzung äußerer Formen oder gar sklavischer Unterwerfung unter höfische Manieren hat sich sein auf Ausbildung und Beherrschung innerer Form angelegter Geist stets freizuhalten gewußt: „Mit inniger Rührung“ pflegte er in späteren Gesprächen dem höfischen Gepränge und dem Komplimentieren, das er haßte, „die ungleich herrlichere, rechtschaffene Erziehung“ gegenüberzustellen, die er im Hause seiner Eltern genossen hatte.

In der Hauslehrerzeit hatte sich der angehende Gelehrte wissenschaftlich vorwiegend mit astronomischen Studien beschäftigt. 1755 kehrte er wieder und für immer nach Königsberg zurück. Mit einer lateinisch geschriebenen naturphilosophischen Abhandlung „Über das Feuer“ promovierte er im Juni des gleichen Jahres zum Magister. Mit folgenden, gleichfalls lateinisch abgefaßten

Worten lud die philosophische Fakultät zu dem feierlichen Akt ein:

„Die philosophische Fakultät wird dem hochedlen und hochberühmten Emanuel Kant, aus dem Königreich Preußen, hochwürdigen Kandidaten der Philosophie, nach vorzüglichen, in seiner Abhandlung und bei dem Examen rigorosum gelieferten Proben den Grad und die Auszeichnung eines Doctors der Philosophie oder Magisters am nächsten Donnerstag, 12. Juni, am 70. Geburtstage des Kampfrichters in gehöriger Form und feierlich übertragen“.

Am 27. September des gleichen Jahres habilitierte er sich an der Königsberger Universität mit der Schrift über „Eine neue Beleuchtung der ersten Prinzipien der metaphysischen Erkenntnis“: Der Privatdozent Kant war geboren.

✱

„Fürchten Sie auch Gott von Herzen?“ Mit dieser väterlich-gütigen Frage examinierte der alte Freund und Gönner Kants, der Professor der Theologie und Direktor des „Fridericianums“, F. A. Schultz, seinen ehemaligen Schüler, als sich dieser zwei Jahre nach seiner Habilitation um die 1758 frei gewordene ordentliche Professur für Logik und Metaphysik an der Universität bewarb. Der fromme, einflußreiche Mann war zwar gerne bereit, die Bewerbung seines Schützlings zu unterstützen, aber er kannte auch dessen unbändigen, auf die Erkenntnis der reinen Wahrheit und gegen dogmatischen Zwang gerichteten unabhängigen Sinn.

Noch regierte in deutschen Landen, vor allem auch an der ehemals Herzoglichen, jetzt Königlichen Preußischen Universität die theologisch-philosophische Denkschule. Für sie führte die Logik, die Lehre von den Beziehungen der Denkformen zu den Denkinhalten, mittelbar, führte die Metaphysik, die Erkenntnis dessen, was „hinter der Physik“ liegt, auf geradem, steilem Weg himmelwärts, zum „Jenseits“, zu dem „an sich Ersten“, zu dem „für uns Letzten“, zu Gott, zu dem Gott der Christen. Für sie war die Philosophie immer noch die Magd und nicht die Herrin der Theologie. Ahnte der gute Vater Schultz, daß es ausgerechnet dem Sattlerbuben Immanuel, das ist hebräisch „Gott mit uns“, von der Vorsehung bestimmt war, die Magd aus ihrer frommen Dienstbarkeit zu befreien, die Philosophie in ihre eingeborenen Rechte, in ihr Recht als Herrin, die totale Wahrheit als Herrin auch über die theologischen Glaubenswahrheiten einzusetzen?

Fürs erste wurde Schultz der Sorge um die Gottesfurcht Kants enthoben. Er kam zwar in die engere Wahl, aber nicht ihm, sondern einem gewissen Buck wurde nach strengem Altersvorrecht die Ordentliche Professur zugesprochen, da dieser bereits fünfzehn Jahre lang unbesoldet als „Außerordentlicher“ an der Universität gewirkt hatte. Der junge, vielseitig bewanderte Dozent mußte sich also auf dem akademischen Feld tummeln, wenn er Aufsehen machen und seinen Lebensunterhalt bestreiten wollte.

Das tat er mit großem Fleiß und ungewöhnlichem Erfolg. Er las über Mathematik und Naturlehre, über Anthropologie und physische Geographie, ja sogar über Fortifikationskunde und Pyrotechnik. Seine Lieblingsfächer blieben jedoch getreu seinem Berufsziel, Lehrer der Philosophie zu werden, Logik und Metaphysik.

Auf Caesar aut nihil, entweder ordentlicher Professor der Philosophie oder nichts. Getreu diesem Grundsatz lehnte Kant auch andere, bloße Brotversorgungsämter, so eine Professur für Dichtkunst, ab. Seltsam in der Tat, sich vorzustellen, daß ein Kant, denn auch dazu wäre er als „Professor poeseos“ verpflichtet gewesen, für festlich-höfische Gelegenheiten jeder Art hätte „Carmina“, untertänigste Lobgedichte, verfassen müssen, anstatt über die letzten Gründe des Seins nachzudenken.

Aber auch als Privatdozent machte er beachtliches Glück, hatte wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seines angenehmen, „von Witz und Laune gewürzten“ Vortrags einen „fast unglaublichen Zulauf“ von Hörern aller Fakultäten, hatte mit den Einkünften aus seinen Vorlesungen und als Repetitor, wie er später erzählte, ein so „reiches Auskommen“, daß er sich eine Zweizimmerwohnung in einem Professorenhaus halten, „einen sehr guten Tisch“, ja sogar einen Diener leisten konnte. Hintergrund seines frühen Ansehens, Glanzpunkte



wohl auch seiner Vorlesungen waren seine brillanten „vorkritischen“ Schriften, so die schon erwähnten „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte“, die geniale, zunächst anonym geschriebene „Allgemeine Naturgeschichte der Theorie des Himmels“ (1755), „Beobachtungen über das Gefühl des Erhabenen und Schönen“ (1764), „Der Gebrauch der Metaphysik“, „Versuch einiger Betrachtungen über den Optimismus“, „Versuch über die Krankheiten des Kopfes“, „Träume eines Geistersehers“ u. a.

Früh wuchs der Ruf des jungen Gelehrten über das Preußenland hinaus. Bei Hofe in Berlin wurde man auf ihn aufmerksam, und als dem „geschickten und durch seine Schriften berühmt gemachten Magister Kant“ 1765 die Stelle als Unterbibliothekar an der Königlichen Schloß-Bibliothek angeboten wurde, nahm er sie an, weil ihn das nicht gerade allzu sehr strapazierte und ihm die Apparatur für seine gelehrten Forschungen an die Hand gab. Berufungen ins „Reich“, nach Erlangen und Jena aber lehnte er ab, weil sein Ehrgeiz darauf gerichtet war, der Heimatuniversität zu dienen und ihren damals noch bescheidenen Ruf zu mehren. Als dann 1770 die Professur für Logik und Metaphysik, der eigentliche Lehrstuhl für Philosophie an der Albertina, endlich frei geworden war und dem siebenunddreißig Jahre alten Magister angeboten wurde, nahm er mit Freuden an.

Siebenundzwanzig Jahre lang, von 1770 bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1797, hat Kant den Lehrstuhl für Philosophie innegehabt. In dieser Zeit entstanden seine revolutionären, das gesamte philosophische Denken umwälzenden neugründenden „kritischen Schriften“, die erkenntnistheoretische, ethische und ästhetische Grundlegung der philosophischen Wissenschaft: 1781 die „Kritik der reinen Vernunft“, 1788 die „Kritik der praktischen Vernunft“, 1790 die „Kritik der Urteilskraft“. Hohe akademische Ehren ließen nicht lange auf sich warten. 1786 wurde er zum ersten Male, 1788 zum zweiten Male Rektor, 1792 Senior der Philosophischen Fakultät und der gesamten Universität.

Auch als Lehrer hatte sich der Königsberger Philosoph unbegrenzten Ruhm und Ansehen erworben. Aus dem Reich und aus allen Ländern Europas strömten junge wißbegierige Studenten nach Königsberg, um sich von dem kleinen preußischen Professor, dem größten Gelehrten der Zeit, in den ersten und letzten Gründen des Wissens um Sein und Nichtsein, um Möglichkeiten und Grenzen des Erkennens, um Rechte und Pflichten des Menschen und der Menschheit unterweisen zu lassen. Große, später selbst berühmte ostpreussische Landsleute, so Gottfried Herder, Johann Gottfried Hamann, Theodor Gottlieb von Hippel, der Schlesier Friedrich von Gentz, später engster Mitarbeiter Metternichs, der spätere „Stürmer und Dränger“ Reinhold Lenz, Markus Herz, Arzt und Philosoph, Gatte der berühmten Henriette Herz, der späteren Freundin der Romantiker, waren seine Schüler. Von Berlin her kam der angesehene Philosoph Moses Mendelsohn, um ihn zu hören und den großen Kollegen später beim breiten gebildeten Publikum einzuführen. Auch Johann Gottlieb Fichte, damals noch ein junger brotloser Gelehrter, kam 1791 nach Königsberg und nahm alle Überzeugungen und Grundsätze Kants an, um sich freilich in späteren Jahren hart mit dem Meister seiner Jugendbildung auseinanderzusetzen.

Unmöglich auch nur annähernd die nahen und fernen Schüler des großen Weisen von Königsberg vollständig aufzuzählen. Schiller, Goethe, Wilhelm von Humboldt, Heinrich von Kleist sind hier zu nennen. Erwähnt sei ausführlicher nur noch der aus Schwarzwaldau in Schlesien stammende, spätere Kultusminister Friedrichs des Großen, Karl Abraham Freiherr von Zedlitz, der laut Vorländer (1/Immanuel Kant, Leben und Schriften, Leipzig 1911) „wohl freisinnigste Unterrichtsminister, den Preußen gehabt“ hat, der Kant „ganz unaussprechlich hoch schätzte“, der noch als installierter Minister „Fernunterricht“ bei ihm nahm.

Dem Minister Zedlitz war sehr daran gelegen, die Strahlkraft des großen Gelehrten zu verbreiten, ihn von der Peripherie des preußischen Reiches ins Zentrum zu versetzen, „in einem weiteren Zirkel gemeinnützige Kenntnisse und Licht auszubreiten“. Er bot ihm 1778 eine großzügig dotierte Professur an der Universität Halle an. Aber Kant lehnte ab. Er hing an seiner Heimatstadt, am gewohnten, wohlgeordneten Lauf der Dinge. Jede Veränderung, so rechtfertigte er seine Aussage, machte ihn bange.

So blieb Zedlitz nichts anderes übrig, als den Rat des Meisters für seine pädagogischen Wünsche und Reformen zu erbitten, beispielsweise, wie er die Studenten „von den Brot-Collegiis zurückhalten und ihnen begreiflich machen“ könne, „daß das bißchen Richterei; ja selbst Theologie und Arznei-Gelehrtheit unendlich leichter und in der Anwendung sicherer wird, wenn der Lehrling mehr philosophische Kenntniss hat, daß man doch nur wenige Stunden des Tages Richter, Advokat, Prediger, Arzt und in so vielem Mensch ist, wo man noch andere Wissenschaften nötig hat“.

Kant entgalt dem hochgestellten Schüler und Gönner seine Verehrung, indem er ihm sein erstes Hauptwerk, die „Kritik der reinen Vernunft“ widmete.

\*

In einer Fülle von Aufzeichnungen haben die Schüler des Philosophen den tiefen Eindruck festgehalten, den der verehrte Lehrer auf sie gemacht hat. Hier sei stellvertretend nur die Schilderung zitiert, die Herder trotz seiner harten Auseinandersetzungen mit Kant in den späteren Jahren über die Art seines Vortrages und seine Einwirkung auf die Studenten gegeben hat: „Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er hatte in seinen blühendsten Jahren die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein spätestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude, die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen, Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebote, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltsamste Umgang. Mit dem Geist, mit dem er Leibniz, Wolff, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte, und die Naturgesetze Newtons, Keplers, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseaus, seinen Emile und seine Heloise, sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie und kam immer zurück auf unbefangene Kenntnis der Natur und auf den moralischen Wert des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vorurteil, kein Namensehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüte fremd. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant: sein Bild steht angenehm vor mir.“

Angenehm stand sein Bild auch, wie gesagt, vor Augen des Berliner Hofes. Aber unter dem Nachfolger des toleranten Großen Friedrich, unter dem frommelnden und vom Verfolgungswahn geängstigten Friedrich Wilhelm II., wandelte sich die Gunst nach anfänglichem Wohltun bald in einschneidende Ungunst. Dieser Wandel hing mit dem eigentümlichen Charakter des Königs und mit den stürmischen Zeitereignissen zusammen. Die Aufklärung „marschierte“. In Paris wurde die „Göttin Vernunft“ auf den Thron gehoben, die Bastille erstürmt, der König hingerichtet, die Schreckensherrschaft der Jakobiner brach an.

Preußen war in die Revolutionskriege verwickelt. Der Fortschritt, der Gläube an die Vernunft, dem Kant tiefgründig den Weg bereitet hatte, sah sich kompromittiert. Reaktion brach sich Bahn. Kant hatte seit jeher aus seiner bürgerlich-demokratischen Gesinnung keinen Hehl gemacht. Der Anwalt der Befreiung des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit hatte die freiheitliche Zielsetzung der Revolution begrüßt, die gewaltsamen Methoden ihrer Durchsetzung dann allerdings verurteilt. Dennoch war er der reaktionären Hofkamarilla um Friedrich Wilhelm als „Erzaufklärer“ verdächtig.

Da erschien 1793 seine Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft“. Ihr Ziel war, den mündigen Teil des Volkes für ein kirchenfreies, auf Vernunft gegründetes Christentum zu gewinnen. Aber seinen Feinden bei Hofe erschien die Schrift als Herausforderung zum Umsturz der christlichen Grundfesten des monarchischen Systems, als willkommenener Anlaß, dem geistigen „Jakobiner“ von Königsberg das Handwerk zu legen. Am 1. Oktober 1794 erhielt er ein Schreiben des Kultusministers Wöllner, in dem ihm „auf Seiner Königlichen Majestät Allerhöchsten Spezialbefehl“ mitgeteilt wurde, daß „Unsere höchste Person schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen hat, wie Ihr

Eure Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der Heiligen Schrift mißbraucht; wie Ihr dieses namentlich in Eurem Buche ‚Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft‘, dergleichen in anderen kleinen Abhandlungen getan habt“. Der König verlange deshalb, daß sich der Herr Professor „unter Vermeidung höchster Ungnade und unangenehmer Verfügungen künftig nichts dergleichen zuschulden kommen lasse“.

Und der große Weise, der souveräne Geist, der geschworen hatte, sich allein der Wahrheit zu unterwerfen, beugte sich unter die landesherrliche Ordre: Er versicherte feierlich, daß er sich nichts dergleichen habe zuschulden kommen lassen, aber er versicherte auch, daß er sich „ferner aller öffentlichen Vorträge die Religion betreffend, es sei die natürliche oder die geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen als in Schriften enthalten“ werde.

War es Vorsicht, war es Schwäche, war es Altersmüdigkeit, die den 70jährigen Philosophen resignieren ließ? Oder war höhere Einsicht, war Staats- und Weltklugheit, war „kategorisches Pflichtgefühl“ gegenüber dem Gemeinwohl mit im Spiel? Darüber ist zu seiner Zeit bis heute hin viel gerätselt und räsonniert worden. Sicher ist, daß sich Kant diese Entscheidung nicht leicht gemacht hat. Auf einem Nachlaßzettel aus jenen Tagen vermerkt er: „Widerruf und Verleugnung seiner innersten Überzeugung ist niederträchtig, aber Schweigen in einem Fall wie dem gegenwärtigen ist Untertanenpflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen.“

Dieser „Fall“ war offenbar auf seine Besorgnis vor Mißverständnis seiner Lehre, vor revolutionärem Mißbrauch seiner erkenntnistheoretischen Aufklärung auf religiösem und staatspolitischem Gebiet bezogen. Der Politiker Kant bejahte den legalen republikanisch-parlamentarischen Widerstand gegen die Obrigkeit im Unrechtsfalle, er lehnte jedoch gewaltsames Vorgehen ab. Ja, er ging so weit, Respekt auch für die widerrechtlich und gewaltsam durchgesetzte Obrigkeit als unerläßlich anzusehen. „Revolution“, so stellte er in der „Rechtslehre“ der „Metaphysik der Sitten“ (1797) fest, „sei dem Volk verwehrt, Reform dem Souverän aufgegeben“.

Diese Einstellung entspricht der irenischen, von Grund auf humanen Natur des Philosophen. Sein weltberühmter Essay „Zur Menschheitsfrage aller Zeiten“, die gerade in unseren Tagen wieder beschwörend häufig zitierte, 1795 erschienene Schrift „Zum ewigen Frieden“ legt von dieser humanen Gesinnung bededtes Zeugnis ab. Der Realist Kant weiß, daß sein Plädoyer für den Frieden unter den Völkern „als Schwärmerei verlacht“ werden wird, deshalb sind seine Argumente nicht gefühlsmäßig, sondern wirklichkeitsnahe, sind Vorschläge konkreten Inhaltes, ist der Stil von klassischer, nüchterner Schönheit, von feiner Ironie durchsetzt. Kant weiß, daß „ewiger Friede“ nur im Himmel und nicht, daß ein dauernder Friede auf Vernunft, auf gesunden Realismus und Rechtssinn unter den Völkern gegründet sein muß; daß er nicht über Nacht ausbrechen wird, daß er aber durch geduldige Herbeiführung eines Rechtszustandes, durch „gesichertes Völkerrecht“ allmählich eingeleitet werden könne; daß der ewige Friede eine Aufgabe ist, die „nur in einer ins Unendliche fortschreitenden Annäherung“ gelöst werden kann.

## MENSCH UNTER MENSCHEN

Es gab zu seinen Lebzeiten und es gibt bis heute hin Leute, die den Menschen Kant bei allem Respekt vor seiner gewaltigen gelehrten Leistung als einen traurigen Gesellen, als einen der grauen Vernunft und dem Pflichtenkanon pedantisch verhafteten, dem grünen Leben abholden klapperig-trockenen Hagestolz ansehen und zu kennzeichnen pflegen. Dieses Bild ist durch die biographische Forschung der letzten Jahrzehnte erheblich korrigiert worden. Durch eine Fülle von Zeugnissen wird belegt, daß Kant nicht nur der „galante Magister“, sondern ein kultivierter, lebensnaher Weltmann, ein Humanist, dem nichts Menschliches fremd war, im ganzen genommen, ein moderner Mensch gewesen ist.

So tritt uns der Mensch und Meister im Spiegelbild eines Tagesablaufs in der Hochzeit seines Wirkens, in den 80er Jahren, etwa entgegen: In Herrgottsfrühe. Punkt 1/4 vier, klopft der alte Diener Lampe, man könnte auch Butler sagen, wie befohlen an die Tür der Schlafkammer: „Es ist Zeit, Herr Professor!“ Ein

schlanker, fast gebrechlicher kleiner Mann erhebt sich behend – „Nur nicht nachlässig werden“ – vom Lager, reibt sich die blitzblauen Augen, wirft sich in den gelben Schlafrock, knüpft sorgfältig die rotseidene Binde, macht Toilette, setzt sich sein kleines dreieckiges Hütchen auf und geht in seine Studierstube hinüber. Dort nimmt er den Morgentee, genehmigt sich ein Pfeifchen und liest die Königsberger Hartungsche Zeitung, die der alte Lampe mit konstanter Bosheit die „Hartmannsche“ zu nennen pflegte. In dieser seiner „glücklichsten Stunde“ spazieren die Gedanken des Philosophen unbeschwert und salopp in den Tag hinein.

Als dann bereitet sich der Herr Professor auf die Vorlesung vor, die um 7 Uhr früh im Hörsaal des kürzlich erworbenen und blank auf den Tisch bezahlten Hauses in der Prinzessinnenstraße beginnt. – Folgen Stunden, die ganz dem gelehrten Forschen gehören.

Zu Mittag wird die kleine Magnifizenz heute nicht wie so oft bei den Freunden Green oder Motherby, welterfahrenen Königsberger Kaufleuten sein, oder bei anderen Spitzen der Gesellschaft, dem Reichsgrafen Keyserling, beim Grafen Henckel-Donnersmark, beim Kanzler v. Schroetter-Wohnsdorf speisen, wo er stets gern gesehener und hoch geehrter Gast ist, heute erwartet er selber Gäste: Zwei Schüler und Verehrer aus Magisterzeiten, inzwischen selber angesehene Leute, den Philosophieprofessor Christian Friedrich Jakob Kraus und den Stadtpräsidenten und Schriftsteller Theodor Gottlieb Hippel.

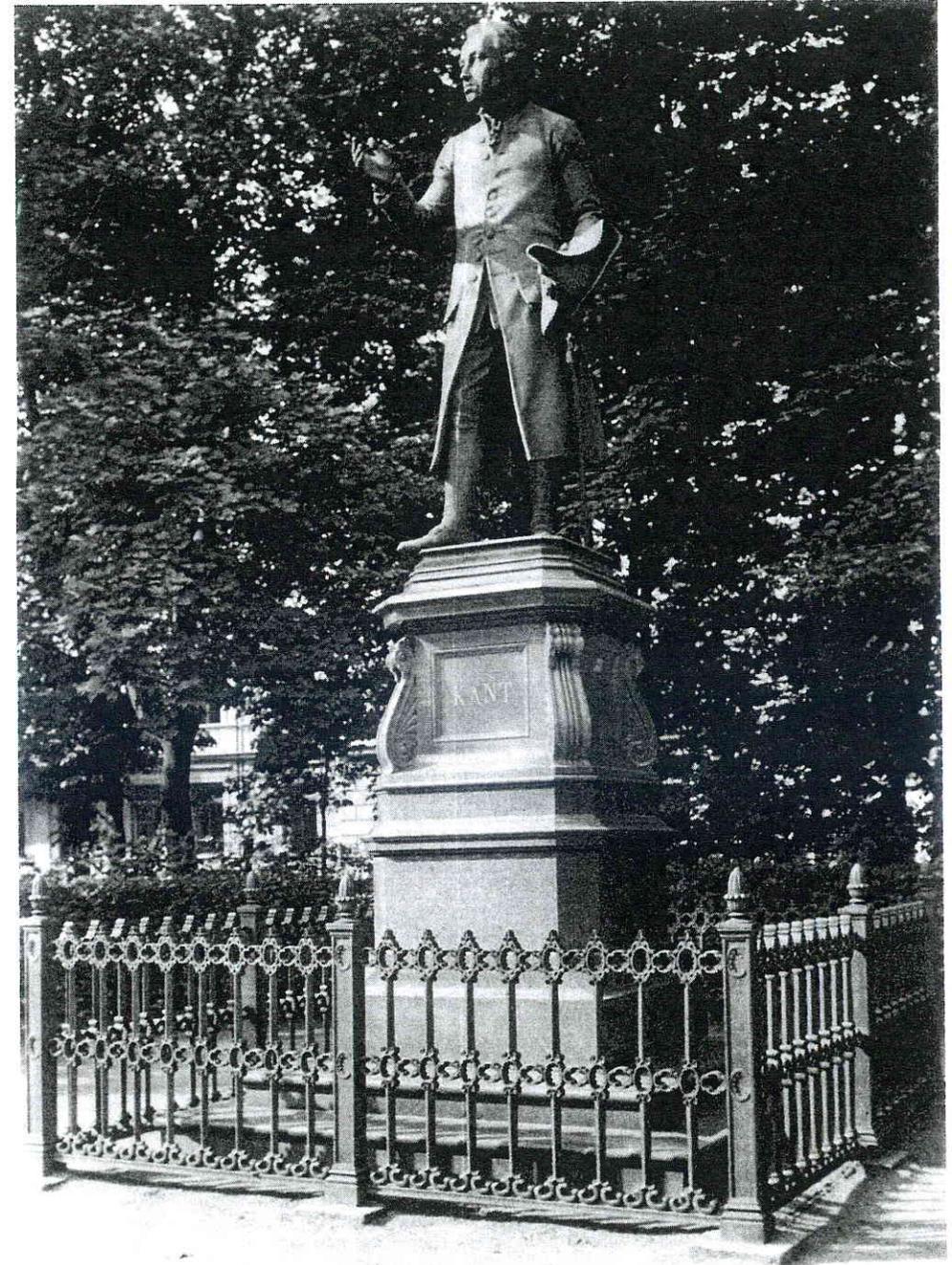
Die Dinerfolge hat der Gastgeber der Köchin selber aufgegeben: Kalbssuppe mit Reis, Kabeljau, seine Lieblingsspeise, danach Braten mit recht viel Senf und scharf gebackenem Roggenbrot, dazu englischen geriebenen Käse und französischen Médoc, daneben auch eine ausgesuchte deutsche Spätzle.

Das Wort bei Tisch hat vorzugsweise der Gastgeber. Aber man komme ihm nicht mit tiefeschürfenden philosophischen Gesprächen. Vom Wetter, von allgemeinen und politischen Zuständen ist teils scherzend, teils frivol die Rede. Aber auch „Thema 1“ ist nicht verpönt, zumal Ladies bei dem Gastmahl der drei Junggesellen „nicht an Bord“ sind. Da frozzelt trocken Meister Kant den Verfasser der „Bürgerlichen Verbesserung der Weiber“, seinen Freund Hippel, ob er dem schönen Geschlecht, für dessen Emanzipierung er sich einsetze, gar zumuten wolle, sich den Kopf über „reine Vernunft“ statt über Kochrezepte zu zerbrechen. Der läßt sich nicht lumpen, fragt zurück, ob der Genießer Kant vor habe, zu den drei kritischen noch eine vierte, eine „Kritik der reinen Kochkunst“ zu schreiben? Ob er am Ende gar zu heiraten gedenke? Nein, Freunde: „Der neuen Weisheit Helden gehen mit Ideen zur Trau!“, zitierte schmunzelnd Kant einen Tagespoeten.

Man nimmt sich Zeit, allerhand Neuigkeiten werden durchgehechelt, eine zweite und auch dritte Flasche wird kredenzt, was durchaus angetan ist, das heitere Gespräch zu beleben. Aber „der Mann nach der Uhr“, so der Titel eines liebenswürdig-anzüglichen Lustspiels von Hippel, ist zugleich auch sein eigener Arzt, er kennt seine labile Konstitution und weiß, was dem Kreislauf gut tut: Punkt fünf Uhr verabschiedet er die Gäste und macht sich, da es nieselt, von seinem regenschirm-bewaffneten Diener begleitet, auf den gewohnten Weg. Eine Stunde lang, zu jeder Jahreszeit, im Trampelgang, wenn's glatt ist, wird flott über die Lindenallee spaziert, die später der „Philosophendamm“ hieß. Achtmal hin und zurück, das ist das Pensum; gehts die Pregelwiesen entlang, wo er als Kind gespielt hat und wo dem Philosophen die besten Einfälle kommen, die er alsbald auf dem stets paraten Schreibtäfelchen zu notieren pflegt.

Der Rest des Tages ist leichten Geschäften, erholsamer Lektüre vorbehalten, in der Dämmerstunde, bei flackerndem Kaminfeuer, in tiefe Gedanken verloren. Vor dem Zubettgehen empfiehlt sich geistige Diät. „Starre Gedanken beschweren den Schlaf“, Lockerungsübungen machen ihn leicht. Da wäre also noch Alltägliches, Morgendliches mit der Haushälterin zu besprechen.

Müßte er nicht Johann Heinrich, dem guten Pfarrer im fernen Mietau, der seit Jahr und Tag auf ein Lebenszeichen von seinem berühmten Bruder wartet, endlich einmal schreiben? Der Schwägerin Maria solltest du „Die Hausmutter in allen ihren Geschäften“ (3. Band, Leipzig 1778) zum Geburtstag schenken! Und Schwester Maria Elisabeth, die geschiedene kranke Kröhnertin, muß auch einmal wieder eine Zuwendung erhalten. Aber hat nicht Nichte Maria vom reichen Onkel Kant erst eben zur Aussteuer 100 Taler kassiert? Dafür soll der



Schuhmacher-Neffe Kröhnert aber wenigstens „meine Pantoffeln versohlen“. Leiden und Freuden eines Philosophen, der lebt, was er lehrt.

Mit rechtschaffenem Gewissen und bei offenem Fenster läßt sich's gut ruhen. Nicht einmal das inbrünstige Flöten der Sprosser, der Pregel-Nachtigallen, stört den Schlaf des Philosophen.

\*

Kant mußte mit seiner von Natur überaus schwächlichen Konstitution rechnen, und er wußte mit ihr vortrefflich hauszuhalten. Das setzte ihn instand, bis ins Greisenalter hinein seine akademischen Pflichten pünktlich und gewissenhaft zu erledigen und daneben sein tiefgründiges gelehrtes Werk zu vollenden. Am 23. Juni 1796 bestieg der 72jährige zum letzten Mal das Katheder. Dann dankte er „Alters und Unpäßlichkeiten halber“ ab. Die Studentenschaft bereitete dem beliebten Lehrer eine splendide Dankesfeier vor seinem Hause. Der 20jährige Graf Heinrich Lehndorff hielt die Abschiedsrede: „Wie ein Vater“ habe er in 50 arbeitsvollen Jahren zu den Studenten und „als Redner der Welt“ gesprochen! Nun sei es an ihnen, der Nachwelt zu zeigen, daß sie des großen Lehrers würdig seien. „Heiter und recht munter“ dankt der Gelehrte.

Das Werk war vollendet, die physischen, nicht jedoch die geistigen Kräfte ließen nach. Was blieb dem Emeritus, was vermochte er noch zu tun? In einem Brief an den Schüler und Freund Kiesewetter gab er Auskunft: „Mein Gesundheitszustand ist der eines alten, nicht kranken, aber doch invaliden, vornehmlich für eigentliche und öffentliche Amtspflichten ausgedienten Mannes, der dennoch ein kleines Maß von Kräften in sich fühlt, um eine Arbeit, die er unter Händen hat, noch zustande zu bringen.“

Und es war noch ein gutes Stück Arbeit. 1797 erschien die „Metaphysik der Sitten“, die Rechts- und Tugendlehre, in der die wichtigsten Erkenntnisse seiner Ethik zusammengefaßt und konkretisiert wurden. Auch blieb es dem greisen König der Philosophen nicht erspart, sich auf der Höhe des Ruhmes gegen die Anfeindungen junger Neuerer, der romantisch-idealistischen Neutöner, und weiterhin auch der Wächter über kirchliche und staatliche Obrigkeitslehren zu wehren und ihnen gegenüber den Primat der Freiheit, der Wahrheit gegen die Lüge, der Vernunft gegen Gefühl und Schwärmerei zu behaupten, am Ende darauf bedacht, den „ewigen Frieden“ auch unter den Philosophen herbeizuführen. Zwischendurch beaufsichtigte er die Herausgabe seiner Vorlesungen über Logik, Anthropologie, Geographie und Pädagogik durch seine Schüler, Schriften, die wegen ihres Inhaltes nicht nur, sondern wegen ihres lebendigen anschaulichen Stils sehr bald populäre Verbreitung fanden.

Obwohl das kritische Werk in großen Zügen abgeschlossen vorlag, sah Kant immer noch Lücken, arbeitete daran, sie zu schließen. Aber was er in den letzten Jahren noch vollbrachte, war Stückwerk, das gleichwohl der späteren Kantforschung bis heute hin zusammensetzen und in das Gesamtwerk einzuordnen erhebliche, aber auch fruchtbare Mühe macht.

In den letzten Jahren sieht sich dieser souveräne, ein Leben lang auf sich selbst gestellte Geist mit zunehmender körperlicher Schwäche und auch Nachlassen der geistigen Kräfte auf Freundeshilfe angewiesen. Und die Freunde wetteifern, ihm das Leben leicht zu machen. Vor allem sein ehemaliger Schüler, der Diakonus Ehregott Andreas Christoph Wasienski, war stets zur Stelle. Das übrige besorgten der neue Diener, der alte Lampe hatte den Platz wegen Trunkenheit einem jüngeren Manne räumen müssen, und dessen noch rüstige Schwester.

Mit Sehnsucht erwartete er den Greis den Frühling des Jahres 1804. Gebückt und tapsend versuchte er immer noch kleine Spaziergänge, lauschte er dem Gesang der Vögel, versuchte ihn zu deuten. Aber mit Ausfahrten nach Moditten, zu dem geliebten Forsthaus seines Freundes Wobser oder zum Sommerhaus von Wasienski wird es wohl nichts mehr werden. Schwermut zog er in das stille Haus in der Prinzessinnenstraße, aber dem Tod sah der Philosoph gelassen entgegen. Er hatte nichts zu fürchten, weil er niemandem Unrecht getan, niemand unglücklich gemacht hatte.

Am Montag, dem 13. Februar 1804, meldeten mit Datum vom 12. Februar die „Kgl. Preuß. Staats- Krieger- und Friedenszeitungen“ (die Königsberger Har-

tungsche Zeitung) mit Schlagzeile unter dem Titel: „Heute mittags um 11 Uhr starb hier an völliger Entkräftung im 80sten Jahre seines Alters Immanuel Kant. Seine Verdienste um die Revision der spekulativen Philosophie kennt und ehrt die Welt. Was ihn sonst auszeichnete, Treue, Wohlwollen, Rechtschaffenheit, Umgänglichkeit – dieser Verlust kann nur an unserem Orte ganz empfunden werden, wo auch das Andenken des Verstorbenen am ehrenvollsten und dauerhaftesten sich erhalten wird.“

Der Tod des großen Philosophen wurde in der ganzen gebildeten Welt betrauert, aber nach den großen Leistungen der idealistischen Philosophie der Fichte, Schelling, Schleiermacher und Hegel wurde er über ein halbes Jahrhundert hin fast vergessen. Danach aber wiederum ein halbes Jahrhundert hindurch in der neukantianischen Richtung der deutschen Philosophie zum Leben erweckt.

Die Stadt Königsberg, die er so sehr geliebt hat, darf es sich jedoch zur Ehre anrechnen, daß sie ihrem größten Sohn ununterbrochen ein gutes und würdiges Andenken bewahrt hat. Schoh nach seinem Tode ließ es sich die Studentenschaft nicht nehmen, dem geliebten Lehrer ein prächtiges Geleit zu geben, an dem sich die Professorenschaft und fast die ganze Stadt beteiligten. Studenten trugen den Sarg unter dem Geläut der Glocken zum Dom. Der Opernchor sang eine ursprünglich auf den Tod König Friedrich Wilhelms II. verfaßte, neu getextete Kantate. Der junge v. Schroetter-Wohnsdorf verlas ein Trauercarmen.

Der Sarg wurde zunächst im Professorengewölbe des Doms, der „Stoa Kantiana“, beigesetzt. Anläßlich des 200. Geburtstages des Philosophen wurden die Gebeine Kants im Jahre 1922 in ein würdiges, mit einer schlichten Säulenhalle umgebenes Ehrenmal umgebettet. Dieses blieb auch in den Bombennächten des Jahres 1945 und in den Kämpfen um die Festung Königsberg unzerstört. 1950 wurde es von Unbekannten aufgebrochen, aber auf Befehl der sowjetischen Besatzungsmacht in ursprünglichem Zustand wiederhergestellt.

Der Geist Kants aber lebt fort, ungebrochen über Zeit und Raum hinweg als kategorische Verpflichtung an alle, die guten Willens sind, der Wahrheit und der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und dem Frieden unter den Menschen zu dienen und ihnen zum Sieg zu verhelfen.

CLEMENS JOSEPH NEUMANN  
geb. in Wernegitten, Ostpr.  
lebt heute in Remagen-Oberwinter/Rh.

Kant ist der Vorzüglichste (der neueren Philosophen) ohne allen Zweifel. Er ist auch derjenige, dessen Lehre sich fortwährend erwiesen hat und die in unsere deutsche Kultur am tiefsten eingedrungen ist. GOETHE  
1827

\*

Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen worden als dieses kantische, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: Bestimme dich aus dir selbst! FRIEDRICH SCHILLER  
1793

\*

Als Philosoph, das heißt: als Erforscher der menschlichen Erkenntnis war Kant ein völlig isoliertes Weltwunder, ein Gehirn von einer solchen formidablen Lebensgröße, Schärfe des Distinktionsvermögens und Kraft des Zuendedenkens, wie es auf Erden nur einmal erschienen ist. Er nimmt nicht nur in seiner Zeit, nicht nur innerhalb der Menschheit, sondern auch unter allen Philosophen eine völlig einzigartige Stellung ein. EGON FRIEDEL

## DIE FRAU, DAS ECHO, DIE STADTUHR UND DIE SCHNECKE

Der Philosoph Kant zu Königsberg liebte scherzhafte Tischreden und jovialische Tischgesellschaften. Als unverheirateter Mann und angenehmer Gesellschafter war er häufig in vornehme Kaufmannshäuser eingeladen, wo er kleine erlesene Gesellschaften aufs angenehmste durch seinen Witz und seine heitere Laune zu unterhalten wußte.

Kant befand sich einst in einer solchen Gesellschaft bei Tische. Unter den Gästen war eine sogenannte gelehrte Frau, die ihr Wissen gleich einer Ware überlaut ausbot und niemanden zu Worte kommen ließ. Der Philosoph, der dem Gastgeber zunächst saß, blieb in sich verschlossen und war stiller Zuhörer. Selbst des Bacchus redselige Gaben wollten dieses Mal sein Herz nicht öffnen und seine Zunge nicht lösen. Endlich fragte der Wirt befremdet, warum ihn denn heute eine so seltsame Totenstille beherrsche.

„Ich schweige“, erwiderte er leise, „um desto mehr zu hören und zu denken.“

Einige der ihm nahe sitzenden Gäste drangen in ihn, die Gesellschaft zu unterhalten, indessen jene Dame ungestört und noch stärker ihre Melodie intonierte, da sie diese Herren mit dem Wirte von sich abgezogen, zerstreut und unaufmerksam fand. Die Stimmung, den bescheidenen Philosophen zu hören, wurde immer allgemeiner, und da die Dame schließlich nur sich selbst erzählte und zuhörte, nahm der Hausherr das Wort und bat um Stille. So geschah es.

Leise, seiner Gewohnheit und seinem Wesen gemäß, hob der Philosoph also an: „Eine Frau soll sein und soll nicht sein wie ein Echo. Eine Frau soll sein und nicht sein wie eine Stadtuhr. Eine Frau soll sein und nicht sein wie eine Schnecke.“

Nach diesen Worten war Kant wieder ganz still. Aber sein sogenanntes Paradoxon erregte einen allgemeinen Aufstand, und mit ungeduldiger Miene baten die meisten Stimmen den Gelehrten, sich hierüber zu erklären.

Kant sagte darauf: „Eine Frau soll sein wie ein Echo, das heißt, sie soll ohne Übertreibung, mit weiblicher Bescheidenheit, treu und wahr nur das Gehörte wiedergeben. Sie soll nicht sein wie ein Echo, das heißt, sie soll sich nicht stets und überall selbst hören.“ Die Stille unter den Anwesenden nahm zu, und Kant fuhr fort: „Eine Frau soll sein wie eine Stadtuhr, das heißt, sie soll regelmäßig und musterhaft in ihrer eigentümlichen weiblichen Bestimmung sein wie eine – Stadtuhr! Nicht aber soll sie sein wie eine Stadtuhr, das heißt, sie soll nicht überall gehört werden!“

Die Tischgäste wurden womöglich noch stiller, und die Gesellschaft war ganz Ohr, als Kant in seiner Erklärung folgerte: „Eine Frau soll sein wie eine Schnecke, das heißt, sie soll ebenso sittsam und so häuslich eingezogen leben wie eine Schnecke unter ihrem Dache; aber eine Frau soll nicht sein wie eine Schnecke, das heißt, sie soll nicht überall umherkriechen!“

Die Stille der Tischrunde verwandelte sich nach diesen Sätzen in ein allgemeines Lachen und Bravorufen. Der Philosoph aber nahm sein Gläschen Rheinwein in die Hand und leerte es auf das Lob der Frauen.

## KANT-„HISTÖRCHEN“

Kant verteidigte seinen zarten Körper tapfer und mutig. Als eines Tages ein wahnsinnig gewordener Metzger in einem Laubengang mit einem Messer auf ihn zustürzte, floh der Philosoph nicht, sondern fragte ihn ganz ruhig, ob denn heute Schlachttag sei, soviel er wisse, sei der erst morgen. Der Wahnsinnige war darob so verdutzt, daß er sich vor den Kopf schlug und davonrannte.

\*

Ein junger Gelehrter fragte Kant, warum er unverheiratet geblieben sei. „Damit“, sagte Kant, „ist es mir ergangen, wie es sich so recht für einen Philosophen schickt: In jungen Jahren, da ich eine Frau hätte brauchen können, konnte ich keine ernähren, und jetzt, da ich eine ernähren könnte, kann ich keine brauchen.“ Aus: Hausbuch des ostpreußischen Humors, Gräfe und Unzer, München

## KANT UND DER JUNGE GREEN

Als Kant, der ja ein eifriger Spaziergänger war, einmal sich im Tompsonschen Garten an der Königsberger Königstraße erging, habe er in einer Laube einige Männer im Gespräch getroffen. Es ging um den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Kant habe sich hinzugesellt und für die Amerikaner Partei ergriffen. Es sei hinzugefügt, daß Kant, der ja theoretisch ein preußischer Republikaner oder republikanischer Preuße war, sich auch sonst für die politischen Ideale, die damals von der Neuen Welt aus in die Geschichte eintraten, ausgesprochen hat. Einer von den Gesprächsteilnehmern sei erregt aufgesprungen, habe sich als Engländer vorgestellt und Kant zum Duell gefordert, da er seine Nation beleidigt habe. Kant ließ sich durch den Zorn des Mannes nicht im mindesten aus seiner Fassung bringen, sondern fing an, seine politischen Grundsätze und den Gesichtspunkt, aus welchem jeder Mensch als Weltbürger, seinem Patriotismus unbeschadet dergleichen Weltbegebenheiten beurteilen müsse, mit einer solchen hinreißenden Beredsamkeit zu schildern, daß Joseph Green – dies war der Engländer – ganz voll Erstaunen ihm freundschaftlich die Hand reichte, den hohen Ideen Kants beipflichtete, ihn wegen seiner Hitze um Verzeihung bat, ihn am Abend bis an seine Wohnung begleitete und ihn zu einem freundschaftlichen Besuch einlud. Aus dieser ersten Bekanntschaft entwickelte sich eine herzliche Lebensfreundschaft beider Männer.

HANS-ULRICH STAMM  
geb. 26. August 1924 in Königsberg  
lebt heute in Hamburg



## ZUM EWIGEN FRIEDEN

Immanuel Kant

Kant trat vor den Spiegel. „Lampe!“ krächte er, „Lampe!“ Man muß diesen Würzburger Soldaten behandeln, wie er es gewohnt ist, dachte er. „Lampe! Er ist ein Barbar, mich warten zu lassen!“ rief er. „Schließe Er sofort die Fenster! Dies Geplärre beleidigt mein Ohr.“ Von der nahen Schloßvogtei tönte der wenig schöne Abendgesang der Gefangenen herüber . . . Jetzt verstummte er.

„Sieht er an mir noch etwas Unkorrektes?“ fragte Kant seinen Diener. Bis zur Stunde hatte er die neuesten Zeitungen gelesen. Die Nachrichten von Revolution und drohendem Krieg erregten ihn.

„Alles akkurat, hochedler Herr Professor“, antwortete Lampe und rückte schnell den Haarbeutel auf dem Rücken seines Herrn zurecht. Kant betrachtete sich sorgfältig. Im Spiegel stand ein Mann von nicht mehr als fünf Fuß Körperhöhe, schmaler eleganter Gestalt mit großem Kopf, den eine kleine blondhaarige, weiß gepuderte Perücke bedeckte. Das Gesicht war von frischer Farbe. Er trug einen seiden gefütterten Rock mit seiden besponnenen Knöpfen und Beinkleider aus schwarz, braun und gelb meliertem Tuch, dazu eine gelbe Weste, ein weißes Oberhemd mit Halskrause und Manschetten und eine schwarze Halsbinde. Die Strümpfe waren von grauer Seide, die Füße steckten in Halbschuhen mit silbernen Schnallen.

Kant hängte den Degen ein und griff nach dem Hut, den ihm Lampe zureichte. So feinen Geschmack der Professor der Logik und Metaphysik in seiner Kleidung zeigte, so wenig Wert legte er auf die Erneuerung des dreieckigen Hutes, den er seit zwanzig Jahren trug und dessen niedergeschlagene Krempe ihm als Augenschirm beim Lesen und Schreiben diente. Er war mit seiner Erscheinung zufrieden. Sein Auge fiel auf die Riesengestalt hinter ihm, den ausgedienten Grenadier in der weißen Uniform mit dem roten Kragen: „Vergesse Er morgen früh nicht die Mittagsgäste zu invitieren, Herrn Medizinalrat Dr. Hagen, Herrn Stadtpfarrer Dr. Borowski . . .“

„ . . . Herr Kaufmann Motherby“, fiel Lampe ihm ins Wort.

Kant sah ihn kurz an und fuhr betont fort: „Herrn Kriminalrat Jensch“, so daß Lampe bei diesem Namen zusammensuckte. „Merk Er sich endlich: nicht weniger als die Zahl der Grazien und nicht mehr als die der Musen! Und richte Er den Herren meine Bitte aus, pünktlich zu kommen. Er weiß, ich warte nicht gern auf das Essen. Sag Er der Köchin: drei Gänge und reichlich. Es soll nirgends irgendeine Knickerei sein. Man muß essen, was das Zeug hält. Englischen Käse nicht vergessen. Dazu zwei Bouteilles Rheinwein, nicht Bier. Bier ist schädlich . . .“

„Es ist Zeit!“ meldete Lampe. „Wünschen Herr Professor abgeholt zu werden?“ „Nein, bleib Er zu Hause“, befahl Kant.

Beflügelten Schritts eilte Kant von der Prinzessinstraße am Schloßteich vorbei zum Palais Keyserling auf dem Vorderroßgarten. Er hatte die Gräfin gebeten, keinen Wagen zu schicken . . .

Das Keyserlingsche Palais war die Hochburg der geistigen und politischen Elite Königsbergs. Hier fanden nicht nur rauschende Feste, sondern auch entscheidende Begegnungen statt. Für Kant war es eine wahre Lust, sich auf diesem spiegelglatten Parkett zu bewegen. Der freimütige Geist und der angenehme Ton, der hier herrschte, zogen ihn sehr an, mehr noch der freundschaftliche Verkehr mit der hochgebildeten, liebenswürdigen Gräfin Karoline Charlotte Amalie, der zweiten Gemahlin des Grafen.

Im Speisesaal herrschte eine zwanglose Fröhlichkeit. Kant fühlte sich in seinem Element. „Man sollte seine Tochter ebenso in der Kochkunst unterrichten lassen wie in der Tonkunst, weil sie mit einer wohlschmeckenden Schüssel ohne Musik weit mehr Achtung und Liebe erwerben wird als mit einer schlecht-schmeckenden mit Musik“, dozierte er.

„Es ist doch, lieber Herr Professor“, wandte sich die Gräfin an ihren Gast zur Linken, der stets auf dem Ehrenplatz an der Tafel saß, „als ob Sie uns Frauen alle bloß als Köchinnen ansehen!“

„Professor Kant wird noch einmal eine ‚Kritik der reinen Kochkunst‘ schreiben!“ warf der Stadt- und Polizeipräsident von Hippel spitz ein, der ein Verfechter der Frauenrechte war und – selbst Junggeselle geblieben – ein Buch über die Ehe geschrieben hatte.

Kant überhörte den Einwurf, was allerdings nicht hindern konnte, daß aus den schönen Kehlen der Damen ein helles Gelächter aufklang. Sein Auge wurde groß und leuchtete auf, und mit toderntem Gesicht sagte er: „Die Damen kommen nicht in den Himmel! – Denn schon in der Offenbarung Johannes heißt es an einer Stelle, es sei eine Stille gewesen von einer halben Stunde. So etwas läßt sich aber, wo Frauen sind, gar nicht als möglich denken.“

Jetzt überrönte der sonore Ton der Herren die hellen Stimmen im Saal, und Kant hatte die Lacher auf seiner Seite.

„Wobei der Herr Professor bemerken wollte“, parierte Amalie, „daß in diesem Falle die Kategorie der Anwesenden ausgenommen ist.“ Galant verbeugte sich

Kant zu seiner Nachbarin zur Rechten und wandte sich schnell über den Tisch an Hippel: „Können Sie nicht, Herr Stadtpräsident, diesen geistigen Ausbruch der Langeweile im Gefangenenhaus, ich meine den Morgen- und Abendgesang, abschaffen? Ich fühle mich aufs empfindlichste im Gebrauch meiner persönlichen Freiheit beeinträchtigt. Und die ist primär, während die Ehe ein sekundärer Zustand ist. In ihr verliert der Mann seine Freiheit, Herr Präsident!“ Aber er ließ das Schmunzeln auf den Gesichtern gar nicht stehen, sondern ging zum Angriff vor: „Überhaupt diese Gefangenen! Ein bedrückender Gedanke für mich, und in Frankreich köpft man sie sogar alle, lese ich in den Zeitungen, auch die Anführer der Revolutionsarmee, sofern sie keinen Erfolg haben! Was heißt da liberté, égalité, fraternité! Was meinen die staatsklugen Herren dazu?“

Das war ein heißes Eisen, das keiner recht anfassen wollte. Frau von der Recke, eine kurländische Verwandte des Grafen, bemerkte: „Schiller hat das Ehrenbürgerrecht der Republik erhalten, und Goethe meint, von hier ginge eine neue Epoche der Weltgeschichte aus.“

„Die Dichter haben der Kopf verloren!“ lachte Kant heiser.

Man hatte sich erhoben und trat in den Nebensaal, der mit kostbarer Wandbekleidung in japanischer Art ausgestattet war. Ein Diplomat, dessen Name den meisten fremd war, griff jetzt die Frage auf: „Erbe und Vollstrecker der Revolution wird Napoleon sein. Seine Worte, ‚ich werde die Rolle spielen, die Richelieu Frankreich zugewiesen hat‘, sagen alles.“

„Sie wollen damit sagen, Exellenz“, forschte Kant, „daß die Revolution in Frankreich nur eine Modesache ist und bald gänzlich verschwindet?“ „Ich sage gar nichts, Herr Professor, Danton und Carnot sagen öffentlich, daß die Grenze der Republik der Rhein sein müsse und daß die Völker von ihren Regierungen befreit werden müßten.“

„Das wäre ein Skandal! Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines anderen Staates gewalttätig einmischen.“

„Aber das böse Beispiel der Revolution, dieser Greuel!“ beharrte der Diplomat. „Sollen wir da zuschauen? Das böse Beispiel!“

„ . . . kann den anderen Völkern nur zur Warnung dienen“, antwortete Kant in einem Atemzuge, es gäbe kein Recht, ein Staatswesen durch Anwendung von Gewalt umzuwälzen, am wenigsten mit Mord und Blutvergießen. Jede Verbesserung im Staatswesen könne nur durch sittliche Vollkommenung der einzelnen Staatsbürger erreicht werden.

Der fremde Herr machte ein betont gelangweiltes Gesicht und suchte dem bohrenden Blick Kants auszuweichen. Aber der hielt ihn mit den Augen fest und sagte langsam: „Das böse Beispiel, das eine freie Person der anderen gibt, ist keine Läsion derselben. Solange ein Staat, der von keinem anderen abhängig ist, mit seiner inneren Krankheit ringt, solange dieser innere Streit nicht entschieden ist, würde die Einmischung äußerer Mächte ein Skandal sein und die Autonomie aller Staaten unsicher machen. Anders, wenn ein Staat durch innere Verunreinigungen sich in zwei Teile spaltet, deren jeder für sich einen besonderen Staat vorstellt, der auf das Ganze Anspruch macht. Einem derselben Beistand zu leisten, kann einem äußeren Staat nicht als Einmischung in die Verfassung des anderen angerechnet werden. Denn da herrscht der Zustand der Anarchie.“

„Schlimmer noch, wenn der anarchische Zustand der Zerteilung eines Volkes durch äußere Mächte verursacht und herbeigeführt würde“, bemerkte Professor Kraus, eine scharfgesichtige, schweigsame Gestalt.

„Ich befürchte nur“, sagte Kriegsrat Scheffner, indem er sich durch einen schnellen Blick mit dem stillgewordenen Diplomaten verständigte, „diese Revolutionsarmee, die sich eine Volksarmee nennt, wird sehr bald einen solchen anarchischen Zustand schaffen und ihre Greuel auf fremdes Staatsgebiet ausdehnen.“

„Meinen Sie, Herr Kriegsrat“, wandte sich jetzt der Oberpräsident, Freiherr von Schroetter, an den Sprecher, „daß ein Söldnerheer in der Hand eines Staates oder Monarchen weniger dieser Gefahr ausgesetzt ist? – Über Krieg oder Frieden zu entscheiden, sollte allein Sache der Staatsbürger sein!“ Kant wartete nicht die Wirkung dieser Worte ab, er stieß nach: „Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören. Denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich, wozu kommt, daß zum Töten – oder getötet zu werden – in Sold genommen zu sein,

sich nicht wohl mit dem Rechte der Menschheit in unserer eigenen Person vereinigen läßt. Ganz anders ist es mit der freiwilligen, periodisch vorgenommenen Übung der Staatsbürger in Waffen bewandt!"

Unter den anwesenden Militärs entstand eine Bewegung. Kant fühlte sich außerordentlich wohl, und lebhaft wanderten seine Augen in die Runde. Jetzt faßte er sein Generalziel ins Auge: „Ja, meine Herren“, sagte er, „was Herr Kriegsrat Scheffner befürchtet“ – aber er sah nicht ihn, sondern den in den Hintergrund getretenen Diplomaten an – „um dem vorzubeugen und es zu verhindern, dazu bedürfte es“ – er machte eine kurze Pause und sah wieder in die Runde – „eines Völkerbundes aller freien Staaten, der aber gleichwohl kein Völkerstaat sein müßte. Darin wäre ein Widerspruch. Ich meine einen Völkerbund, in dem die Völker, als Staaten, in eine der bürgerlichen ähnliche Verfassung treten, wo jedem sein Recht gesichert werden kann, was nicht zu Friedensschlüssen, die gleichsam nur Waffenstillstand sind, sondern zum ewigen Frieden führen muß.“

Jetzt horchten alle auf. Er lächelte. Seine blauen, durchdringenden Augen wurden wieder groß. „Die Idee des ewigen Friedens ist keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die nach und nach aufgelöst, ihrem Ziel beständig näher kommt. – Der Friedenszustand unter Menschen ist kein Naturzustand, vielmehr ein Zustand des Krieges. Der Frieden muß also gestiftet werden! Dreierlei ist dafür entscheidend: Die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republikanisch sein. Das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet sein. Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität, d. i. des Gastrechtes eingeschränkt sein.“ Was er da von der republikanischen Verfassung sagte, verschlug manchem den Atem. Peinliche Stille fiel in den Saal. Die Gräfin trat neben ihn. Dabei käme es nicht so sehr auf die Staatsform, erläuterte er, als auf die Regierungsart an, und da gäbe es nur zwei Unterscheidungen: despotisch oder republikanisch. Er fuhr fort und setzte seine Zuhörer in noch größeres Erstaunen: „Die bürgerliche Verfassung jedes Staates muß – um die Würde des Menschen und die Vernunft zu achten – sicherstellen: Erstens die Freiheit der Glieder einer Gesellschaft als Menschen, zweitens die Abhängigkeit aller als Untertanen von einer gemeinsamen Gesetzgebung, drittens das Gesetz der Gleichheit aller Staatsbürger. Die einzige Verfassung aber, welche aus der Idee des ursprünglichen Vertrages hervorgeht, auf der alle rechtliche Gesetzgebung eines Volkes gegründet sein muß – ist die republikanische.“

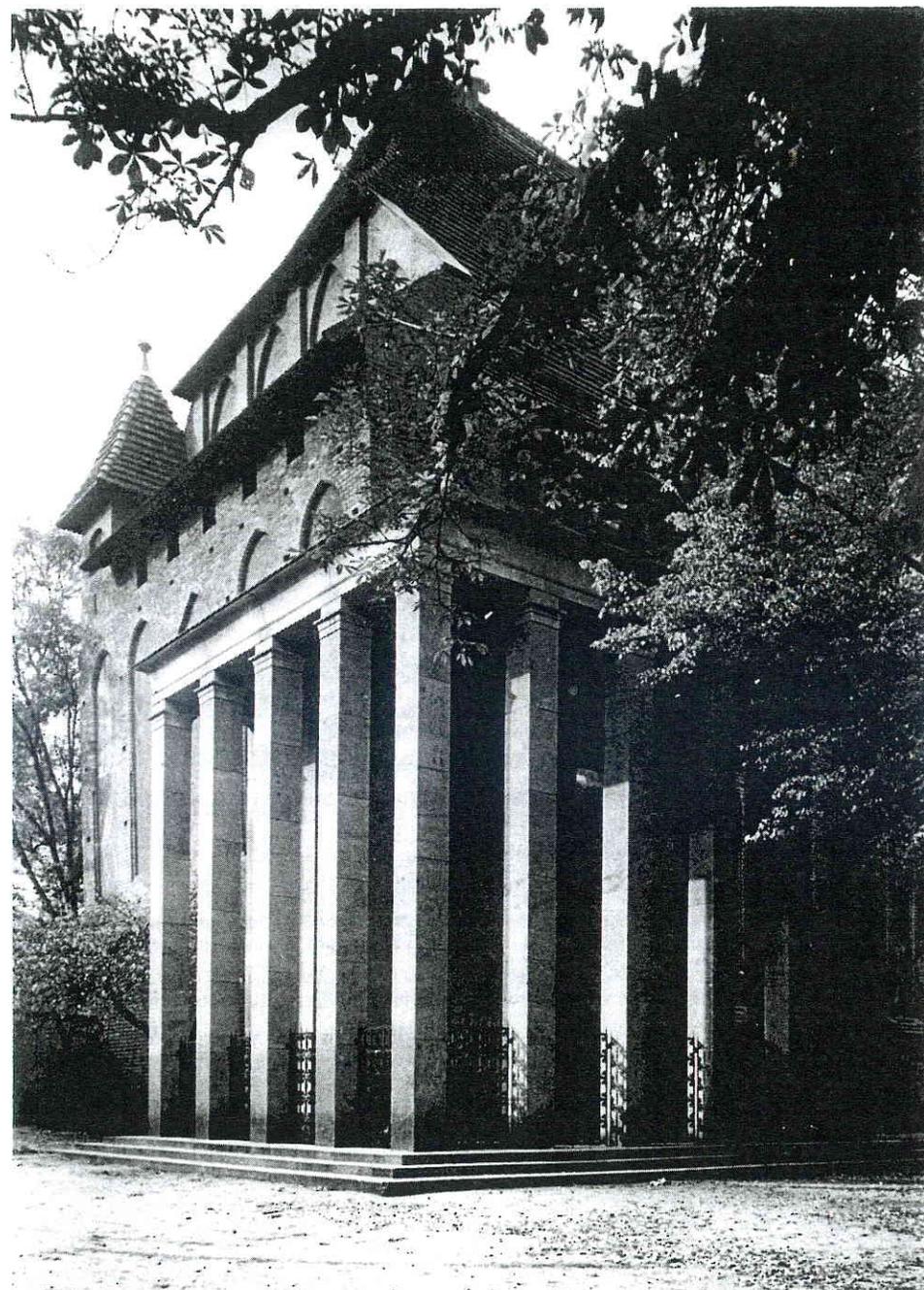
Nicht genug damit. Kant nahm noch einmal den Herrn im grau melierten Diplomatenzug aufs Korn. Schließlich, so meinte er, solle man nicht die Pferde hinter den Wagen spannen: „Die Politik kann keinen Schritt tun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben. Das Recht des Menschen muß heilig gehalten werden, der herrschenden Gewalt mag es noch so große Aufopferung kosten. Man kann hier nicht halbieren, sondern alle Politik muß ihre Knie vor der Moral beugen!“

Das Gespräch im Keyserlingschen Palais ging noch lange fort, und immer wieder fuhr der Geistesstrahl Immanuel Kants erleuchtend in die Meinungen. Als der Diplomat, der schon am folgenden Tage zur Rückkehr nach Berlin rüsten mußte, sich verabschiedete, nahm er ein schweres, unsichtbares Gepäck mit sich, das ganz anderer Art war als seine üblichen dünnen Akten. „... diese freigeistigen Königsberger...“, murmelte er.

Die Wagen fuhren vor. Mitternacht war längst vorbei. Die Gräfin Amalie begleitete ihren letzten Gast bis an die Freitreppe. Hoch leuchtete der bestirnte Himmel über ihnen. Sie reichte dem Freund die Hand, und Kant beugte sich tief über sie. Dann sagte er leise: „Es möchte für ein Volk nach einem beendigten Krieg nicht unschicklich sein, daß nach dem Dankfeste ein Bußtag ausgeschrieben würde, den Himmel im Namen des Staates um Gnade für die große Versündigung anzurufen, die das menschliche Geschlecht sich noch immer zu Schulden kommen läßt, das barbarische Mittel des Krieges zu gebrauchen.“

Er schritt die Stufen hinab und stieg in den Wagen. Es war der letzte.

Walter Schlusnus



Mit freundlicher Genehmigung des AUFSTIEG VERLAGES, München, dem von Dr. Walter Schlusnus herausgegebenen Sammelband „Große Ost- und Westpreußen“ entnommen, der zur Zeit vergriffen ist.

## Literaturhinweise

### Kant-Werke

Kant, Gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Kgl. Preuß. Akademie für Wissenschaften (später: von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 23 Bde. Berlin (Reimer), (später:) Berlin, Leipzig (de Gruyter) 1900—1955.

Kant, Werke in 6 Bänden. Insel-Verlag, Wiesbaden, 1960.

Kant, Vorlesungen. Herausgegeben von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin (Akademie-Verlag), 1961 ff.

Kant-Lexikon. Nachschlagewerk zu Kants sämtlichen Schriften, Briefen und handschriftlichem Nachlaß. Bearbeitet von Rudolf Eisler, Berlin 1930. Nachdruck Hildesheim 1961 und 1964. (Olms Paperback).

### Preiswerte Werkausgaben

zum Kant-Jahr im Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M.

Kant, I.: Gesamtausgabe in 12 Bänden und einem Registerband (identisch mit der 6bändigen Inselausgabe) in Taschenbuchformat.

Kant, I.: Kritik der reinen Vernunft, 2. Bd.

Kant, I.: Kritik der praktischen Vernunft und Grundlegung zur Metaphysik der Sitten.

Kant, I.: Kritik der Urteilskraft.

Materialien zur Kritik der reinen Vernunft.

Materialien zur Kritik der praktischen Vernunft.

Materialien zur Kritik der Urteilskraft.

### Kant-Schrifttum

Immanuel Kant. Ein Lebensbild nach Darstellungen der Zeitgenossen Jachmann, Borowski, Wasianski (1804). Herausgegeben von Alfons Hoffmann. Halle 1902. 2. Auflage 1907.

Vorländer, Karl: Immanuel Kants Leben, Leipzig 1911.

Vorländer, Karl: Immanuel Kant. Der Mann und das Werk, 2 Bde. Leipzig 1924.

Paulsen, Friedrich: Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre. Stuttgart 1899, 8. Aufl. 1924.

Classen, Karl-Heinz: Kant-Bildnisse. Königsberg 1924, 30 S., 20 Tfn.

Jaspers, Karl: Kant. In: Jaspers, Die großen Philosophen, Bd. 1, München 1957.

Schulz, Uwe: Immanuel Kant in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Rowohlt Monographien, Hamburg 1965. 184 Seiten mit ausführlichem, bis in die jüngste Gegenwart reichendem Schrifttumsnachweis.

Raymund Schmidt: Immanuel Kant, die 3 Kriterien, in ihrem Zusammenhang mit dem Gesamtwerk. Alfred Kröner-Verlag 1960.

Körner, St.: Kant, in Kl. Vandenhoek-Reihe 252, 1967.

Gause, Fritz: Kant und Königsberg, Leer 1974.

Hesse, O. E.: Begegnungen mit Kant, München 1974.

Weischedel, W.: Kant-Brevier, Insel-Taschenbuch 1974.

Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift. Organ der Kant-Gesellschaft. 1896—1973, 45 Bände.

---

Herausgegeben vom Bund der Vertriebenen, Bonn, und der Landsmannschaft Ostpreußen, Hamburg, Kulturreferat  
Nachdruck 1983  
Druck: Gerhard Rautenberg, 2950 Leer

## INHALTSVERZEICHNIS

Würdigung Immanuel Kants / Karl Jaspers .....	3
Immanuel Kant / Clemens Joseph Neumann .....	4
Aussprüche über Kants Leben und Werk .....	15
Die Frau, das Echo, die Stadtuhr und die Schnecke .....	16
Kant-„Histörchen“ .....	16
Kant und der junge Green / Hans-Ulrich Stamm .....	17
Zum ewigen Frieden — Immanuel Kant / Walter Schlusnus .....	20
Literaturhinweise .....	22

## BILDNACHWEIS

Umschlag: Dominsel mit Alter Universität in Königsberg, an der Kant lehrte; Aufnahme: Fotoarchiv der Landsmannschaft Ostpreußen, Hamburg.	
Seite 3: Immanuel Kant nach einer Minatur von Gottlieb Doeblner, 1791 — das beste Bildnis des großen Philosophen; Aufnahme: Lichtbildarchiv Löhrich, Gröbenzell bei München.	
Seite 8: Immanuel Kant nach dem 1768 entstandenen Gemälde von Becker; Aufnahme: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.	
Seite 13: Das Kant-Denkmal auf dem Paradeplatz in Königsberg nahe der Neuen Universität, geschaffen von Christian Rauch; Aufnahme: Fotoarchiv der Landsmannschaft Ostpreußen, Hamburg.	
Seite 17: Kant und seine Tischgenossen; nach dem Gemälde von E. Doerstling; Aufnahme: Georg Motherby, Aachen.	
Seite 21: Kants Grab am Dom zu Königsberg; Aufnahme: Fotoarchiv der Landsmannschaft Ostpreußen, Hamburg.	